

Nr. 211. Bromberg, den 16. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der englische Major King, der das sagenhafte Land Oi-thum entdeckte und dort drei Jahre lang gefangen gehalten wurde, flüchtete mit der Häuptlings-Tochter Naghira und dem Priester Doma. Doma starb nach wenigen Tagen an einem Schlangenbiß, Naghira gab nach langen Fieberqualen auf dem mühseligen Marsch durch die Wildnis das Leben auf. King landete in Leopoldsville bei dem englischen Konsul, der ihn mit seinem Bericht über die Entdeckung Oi-thums an das englische Kriegsministerium nach London empfahl ... Die folgenden Berichte sind aus den Aufzeichnungen Kings zusammengestellt.

Kings Empfang in Europa.

Vielleicht war es an dem Tage, an dem Tante Trin in Mooikoppje dem aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Bert Lang ihre Farm vermachte... da blätterte im Kriegsministerium zu London ein alter General in einem umfangreichen Aktenstück und sagte zu seinem Sekretär: „Ich habe hier die Akten King. Wenn dieser Edward King, Major a. D., nicht ein Schwindler, Phantast, Verrückter oder Hochstapler ist, dann ist er der erlebnisreichste Kriegsteilnehmer. Was meinen Sie, Daweson? Haben Sie seine Eingaben gelesen?"

„Ja. Es kommt jeden dritten Tag eine. Früher ist er an jedem dritten Tag selber gekommen. Aber der Minister hat ihn nie empfangen."

„Warum nicht?"

„Weil er überzeugt ist, daß der Mann in ein Irrenhaus gehört."

Der General wiegte den Kopf. „Kings Berichte lesen sich wie ein Märchen oder auch wie ein Schauerroman." Darauf der Sekretär: „Wenn sie weniger phantastisch wären, hätte er damit vielleicht ganz England genasführt. Man sollte der Sache ein Ende machen!"

„Ihm einfach schreiben: das Kriegsministerium hält es — ebenso wie das Kulturministerium — nicht für angängig, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Der Minister hat die Akten ablegen lassen und bedauert, weitere Zuschriften von Ihnen in Sachen Oi-thum weder lesen noch beantworten zu können", diktierte der General.

Darauf Daweson: „Kings Personalakten rechtfertigten das durchaus. Alter Afrikaner, ledig, Kommandeur des schwarzen Füsilierregiments Queen Mary, seit August 1915 vermißt."

„Vermißt — nicht lange nach Beginn des Kolonialkrieges?"

„Sozusagen seit Eröffnung der Feindseligkeiten."

„Warum lachen Sie, Daweson?"

„Weil ich der Meinung bin, er hat sich seitwärts in die afrikanischen Büsche geschlagen, um die Komödie zu ersinnen, die — aufgeschrieben — das dicke Aktenstück füllt."

„Ich habe keine Lust, da länger Zuschauer zu spielen", sagte der General und warf das dicke Aktenbündel auf den Tisch. Es wurde von einem Beamten weggetragen. Edward Albert King war damit für zwei brittische Ministerien erledigt.

*

Die ministerielle Absage steckte King nach Empfang in die Tasche. Er war gefaßt. Alles, was er aus Oi-thum mitgebracht hatte: zwei Bronzeschwerter, einen Bogen, kleine Schmuckstücke, verpackte er und nahm sie unter den Arm. Damit machte er Besuch bei einem Gelehrten, dem Herrn Skerret in London. Herr Skerret war ein berühmter Geograph. Skerret empfing den Major a. D.: „Wir sind gute Bekannte", sagte Skerret. Spott spielte um seine Lippen, sehr unverhüllt, denn sein Gesicht war glatt rasiert und klar modelliert.

Darauf King: „Es ehrt und freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Ich wünschte, ich könnte das auch Ihnen sagen, Herr King."

„Und warum sagen Sie es nicht?" fragte King. Sein Gesicht ward finster. Die „Gewürznelke" über seiner linken Braue zuckte — zuckte wie eine Pfeilspitze, die losschnellen und sich diesem Sarkasten ins Herz bohren wollte.

„Ich sage es nicht, weil Sie aus meiner Polemik in der Zeitschrift „British Empire" meinen Standpunkt betreffs Ihrer sogenannten „Entdeckung" ja kennen."

„Ja. Und ich bin der Meinung daß die Einmaligkeit und Wucht meiner Erlebnisse Sie heute überzeugen wird."

„O nein, Herr King! Ihre Ausführungen im „British Empire" sind eine literarische Hochstapelei."

„Wägen Sie jedes Ihrer Worte, Herr Skerret! Sie spielen um Ihren Ruf als Gelehrter! Sie sind lächerlich vor der Welt, wenn ich den Beweis für die Wahrheit meiner Behauptungen erbringe."

„Was Ihnen nie gelingen wird!" sagte Skerret und sah nach der Uhr. King verstand den Wink. Verbeugung hüben und drüben, gefroren auf der einen Seite, von Spott begleitet auf der anderen.

Edward Kings Mut war nicht gebrochen. „Ich hätte mir das genau so denken können", sagte er zu sich, während er im Vorplatz des Professors das Paket mit den historischen Säbeln unter den Arm klemmte. Er hatte es gar nicht geöffnet. „Genau so sah die Polemik Skerrets im „British Empire" aus! Er ist Geograph. Ich bin bei ihm an die falsche Adresse gelangt. Ich muß zu dem Archäologen Richardson. Auto!"

*

Ruf des Fahrziels. Los. Ankunft. Eintritt ins Studierzimmer.

„Edward Albert King?" sagte Richardson. „Ihr Name ist mir nicht unbekannt, Herr King. Sie hatten den Streit mit Skerret im „British Empire?"

„Ganz recht."

„Um die Sache kurz zu machen, Herr King: ich stehe auf Skerrets Standpunkt."

King hatte sein Paket mit in das Studierzimmer Richardsons gebracht.

Er öffnete das Paket.
Der Gelehrte drehte ein Bronzeschwert in den Händen, beguckte den Bogen, die Schmucksachen. War gefesselt.
„Herr King, Sie haben in diesen Dingen einen Schatz!"
Kings Augen begannen zu leuchten.
„Hm, ja, aber . . ."
„Was bezweifeln Sie, Herr Richardson?"
„Ich bedauere die Schauergeschichte, die Sie um diese Dinge gedichtet haben. Hätten Sie doch einfach der Wahrheit die Ehre gegeben, Herr King."
„Was nennen Sie Wahrheit, Herr Richardson?"
„Na, Sie haben vielleicht ein Persergrab am Strand Äquatorial-Afrikas entdeckt. Oder ein Grab der Karthager. Das ist auch schon des Schweißes der Edlen wert!"
King lächelte. Wehmut und Schmerz waren in diesem Lächeln. „Warum glaubt man mein Erlebnis nicht?"
„Bilden Sie sich ein, wir wüßten nicht, daß jene unerforschten Gebiete hinter den Tausenden von Quadratkilometern Sumpf, unzugänglich und unbewohnbar sind?"
„Ich glaube, das hat mir schon mal jemand einstreiten wollen", sagte King.
Darauf Richardson: „Haben Sie an Tropenkoller gelitten?"
„Nein."
„Dann leiden Sie am Entdeckerfimmel! Gehen Sie von hier aus zum Psychiater!" riet Richardson ironisch.
Kings Geduld war erschöpft. Er konnte sich nicht entschließen, die Schätze von Oi-thum vor den Augen dieses Gelehrten wieder einzupacken. Er ergriff Papier, Bindfaden, Waffen und Schmuck und stürmte damit hinaus.
Verzweiflung überkam ihn . . . Er legte sich die Fragen vor: „Lebte der Neger Umbala? Gab es einen Priester Doma? Wurde der von der Schlange zu Tode gebissen? Hab' ich die Treue in der Wüste begraben, als ich die tote Naghira einscharrte? Herrgott, Herrgott, hab ich dies alles denn geträumt!" rief er, während er die Treppe hinabstieg. Da fiel ihm plötzlich der Name Louis Finet, des großen Archäologen Name, ein. Er ließ sich zum Bahnhof fahren, fuhr nach Dover, fuhr mit dem Dampfer nach Calais, fuhr nach Paris. In Paris besuchte er sofort Louis Finet.

*

„Kennen Sie meinen Namen, Herr Finet?" fragte er.
„Bedauere. Ich entsinne mich nicht, ihn je gehört zu haben."
„Ich erfreue mich einer traurigen Berühmtheit . . ." aus den und den Gründen. Und King erzählte, was er in seinem Vaterlande erlebt hatte, und warum er das erlebt hatte.
Darauf Finet: „Ich habe das Land um den Viktoria Nyansa vor fünfzehn Jahren bereist. Ich habe über diese Reise auch ein Werk geschrieben — da ist es! Ich habe dort reden hören von einem „Volk der gelben Teufel". In der Phantasie der Eingeborenen könnte das Volk von Oi-thum dazu geworden sein. Ich weiß, daß Lesseps und Stanley der Meinung gewesen sind, in jenem Gebiete müßten die Reste eines Reiches liegen, gegründet von Nachfahren der Karthager", sagte Louis Finet. „Ich habe nach diesen Resten gesucht und habe sie nicht gefunden. Sie haben dies Reich entdeckt!"
„Ich danke Ihnen, mein Herr."
„Erst noch die Feststellung: daß Ihre Veröffentlichung so starken Zweifeln begegnete, Herr King, das liegt nicht nur an der Abenteuerlichkeit der Erlebnisse . . ."
Kings Nerven spannten sich zum Zerreißen. „Was glauben Sie, Professor?"
„Es liegt wohl auch daran, daß Sie über die Lage Oi-thums so sehr im unklaren lassen. Feststellungen konnten Sie nicht machen?"
„Ich konnte nicht messen. Ich hatte kein Glas, keine Karte . . . ich hatte nichts als jenen Papyrus, der das ehrwürdige Alter von vier- bis fünftausend Jahren haben mag."
„Warum haben Sie den nicht mitgebracht?"
„Weil ich ihn nicht von seinem Platz entfernen konnte, ohne einen Mord zu begehen! Einer der Priester hatte ja immer Dienst in jenem Tempelraum."
Louis Finet versank in Nachdenken. „Meinen Sie, man könnte die Regierung dafür interessieren?" fragte er dann.
„In England unmöglich. Ich habe es dort vergeblich versucht."
„Auch die Regierung Frankreichs hat heute andere Sorgen. Sie müssen die Sache aus eigener Kraft verfolgen, Major! Glück zu!"
King verließ den Gelehrten.
Louis Finet schrieb in der Archäologischen Zeitschrift eine Artikelreihe „Das Reich Oi-thum". Er erzählte darin die Abenteuer des Entdeckers, zitierte Abschnitte aus Kings Aufsatz. Diese Veröffentlichung erweckte Spott in England. In Frankreich begegnete man ihr mit Zweifeln. Man nahm keine Notiz von ihr in Deutschland. Der Erfolg war kläglich. Sie hatte die Wirkung, daß Edward King nach Äquatorial-Afrika übersiedelte — wo er vor dem Kriege gewesen war.

*

Edward King fand ein Häuschen von zwei Räumen und einem Stöp, droben vor dem Walde um Moschi.
Einen Wadschagga-Boy nahm er sich als Diener, den Knaben Musa.
Edward King lebte das Glück seiner Entdeckerfreude. Auch das Leid. Das Glück war klein. Das Rätsel, das noch von ihm gelöst werden mußte, war groß. Dies Rätsel hieß: „Wie soll ich die Entdeckung aus eigener Kraft ausnützen, damit ich Ruhm und Geld gewinne?" Erst einmal Geld. Und er spekulierte, wie das jetzt in der Kolonie fast alle taten; aus aller Herren Ländern eilten die Geldmacher herzu, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. Das Land war hier billig, man konnte dabei zu einem schönen Gewinn kommen. Am Meruberg war Land zu kaufen. Am Meruberg — von dort aus war er das erstemal nach Oi-thum gekommen; von dort aus winkte ihm vielleicht auch der Ruhm: er würde sich nötigenfalls zum zweiten Male hinfinden. Diesen Einfall erwog er sorgsam, namentlich den Luftweg durchdachte er, und er sagte zu seinem Diener Musa: „Ich will morgen einmal nach dem Meruberg reiten."
Aber am andern Tage kam der Ritt nicht zustande. Der Boy brachte nämlich abends Briefe; da war einer aus Mombasa darunter, der erregte Kings Erstaunen, und er lautete:

Sehr geehrter Herr!

Professor Louis Finet in Paris gab uns Ihre Adresse für Mombasa. Wir möchten Sie in Ihrer Entdeckungsangelegenheit sprechen. Wir sind deshalb aus Argentinien gekommen und wünschen, Ihrem Werke große Dienste zu leisten. Wir hoffen, die Ehre zu haben, morgen gegen Mittag in Moschi von Ihnen empfangen zu werden.

Hochachtungsvoll
J. Cormick. Paolo Leonda.

Der nächste Vormittag kam langsam, aber er kam. Die Herren Cormick und Leonda erschienen, wurden im Arbeitszimmer des Majors empfangen. Cormick jung, schlank, sehnig, elegant; Student. Sohn sehr reicher Eltern.
Palo Leonda war der Manager der Weltfilm-Aktiengesellschaft Star . . .
Leonda nahm das Wort. „Die Gesellschaft „Star", die ich vertrete, hat die Absicht, das Reich Oi-thum und sein Volk der Welt im Film vorzuführen. Diese Möglichkeit ist allein durch Sie gegeben, Herr King. Meine Gesellschaft ist deshalb bereit, einen Vertrag über das Alleinrecht mit Ihnen abzuschließen und Ihnen hunderttausend Dollar Honorar zu zahlen. Spesen extra."
„Die Voraussetzung ist, daß Ihre Veröffentlichung über die Entdeckung Wort für Wort zutrifft", sagte John Cormick.
„Ich habe nichts hinzugesetzt, nichts verschwiegen."
„Werden Sie uns den Lageplan übergeben?"
„Nein."
„Warum nicht?"
„Weil ich ihn nicht besitze."
„Wie ist das möglich?"
King gab die Erklärung.
„Aber Sie hoffen wieder hinzugelangen?"
„Ich bin damals geflohen, meine Herren — bedenken Sie doch! Auf die Flucht aus Oi-thum steht der Tod. Der Priester Doma, meine Frau sind Opfer dieser Odyssee geworden. Glauben Sie mir: ich, der einzige Mensch, der außer den „Weiten Wanderern" Kenntnis von Oi-thum hat, habe mir den Kopf zerbrochen, was zu tun sei . . ."

(Schluß folgt.)

Eine Frau geht von Bord.

Ein heiteres Seemannserlebnis von Hermann Lienau.

Wir hatten die Elbe hinter uns. Unsere „Prussia" war damals der größte Hamburger Passagierdampfer. Wir wollten nach Newyork.

Noch hatten wir den Seelotsen an Bord. Klaus Swenn kannten wir schon. Er war ein famoses altes Haus. Seine hohe, piepsige Stimme drang zu unser aller Freude fast ohne Aufhören in Schnurren, Lachen, Scheltworten und Befehlen an unser Ohr. Aber in all dem war doch immer bei Klaus Swenn eine ganz gerade Linie. Geraden Strich hatte er immer im Leben abgesegelt, es war ihm sogar gelungen, unbeweibt zu bleiben.

Weit draußen zeigte jetzt ein Lotsenschoner seine Flagge, unseren Seelotsen uns abzunehmen. Der Kutter hatte dicht gerefft und ging höllisch zur Kehr in der hohen See.

Wir halten auf ihn zu und stoppen. Hinter unserem Heck kreuzt er auf, beseilt nach altem Lotsenbrauch unser Schiff und schmeißt dann sein Boot zu Wasser. Das kleine Boot, von zwei Mann gerudert, kommt langsam und nur mit Mühe auf uns zu. Einmal ist es hoch oben auf dem Kamm der See, dann verschwindet es wieder im Wellental. Klaus Swenn hat schon sein Ölzeug übergezogen und erwartet neben uns auf der Kommandobrücke das Boot. Neben ihm steht der Kapitän.

Auf einmal geht hinter uns auf dem Bootsdeck ein Gekreische und ein Gejammer los. Eine rundliche Dame, ungefähr ein halbes Jahrhundert alt, schiebt aufgeregt den wachhabenden Quadermeister bei Seite, der sie am Betreten der Brücke hindern will.

Und nun schreit sie los: „Ich soll ja gar nicht mit, Herr Kapitän, ich soll ja gar nicht mit!"

Der Kapitän stemmt gemütlich die Arme mit den vier dicken goldenen Streifen in die Hüften und lacht sie freundich an: „Nanu, warum sollen Sie denn nicht mit?"

„Ach, Herr Kapitän, meine Älteste, die will in Amerika heiraten, und die hab' ich hier an Bord gebracht, und da haben wir noch unten eine Tasse Kaffee getrunken, och Herr Kapitän, und uns noch 'n bißchen was erzählt und haben Abschied genommen . . . und nu, wie ich aussteigen will, da sind wir ja hier schon mitten auf der hohen See. O je, o je, Herr Kaptän, ich soll ja gar nicht mit! Ich will an Land, Herr Kaptän, ich muß an Land! Morgen habe ich große Wäsche, und ich bleibe auf keinen Fall hier. Setzen Sie mich doch bitte, bitte, Herr Kaptän, an Land! Ach mein Herz, Herr Kaptän, ich sterbe hier noch vor Aufregung, mitten auf der hohen See . . ."

„Dann kommen Sie sowieso von Bord", sagt unser Erster. Er ist überhaupt immer so voller Gemüt.

Aber unser Alter plinkert mit dem einen Auge so zu Klaus Swenn hin und meint: Sagen Sie mal, Swenn, köhn Sei de Fru nich mitnähm? Ick mein, up Ehren Schuner, un sei nähstens denn in Cuxhaven an Land setten?"

Die Dame ist einverstanden. Das Lotsenboot hat mittlerweile bei uns längsseit festgemacht. Die grobe See wirft es an der hohen Schiffswand auf und nieder. Klaus Swenn bedeutet der Frau, sie möge mitkommen und da unten das hüpfende Boot besteigen. Aber da geht ein Geschrei und Gejammer los. Mit schreckerfüllten Augen starrt sie von der vierzig Fuß hohen Brücke hinunter auf die wilden Wasser. In ihrer Herzensangst will sie wieder auf den Kapitän eindringen. Aber der wehrt sie jetzt ab: „Verehrte Frau! Umkehren kann ich Ihretwegen nicht! Viel Zeit verlieren können wir nun auch nicht mehr! Wollen Sie an Land oder wollen Sie nicht?"

Ja, sie wollte . . .

Weinend flattert sie wieder die Brückentreppe hinunter bis auf das untere Deck, wo sie bald an der Reling von den lachenden und neugierigen Passagieren umringt ist.

Klaus Swenn ist gar nicht mehr lustig. Mit gequältem Blick verabschiedet er sich vom Kapitän, klettert über die Reling und die schwankende Sturmleiter hinunter in das Boot.

Alles harrt nun der Dinge, die da kommen sollen. Die Sturmleiter hinunter kann die etwas dickliche Frau nicht. Der Bootsmann weiß Rat. Einer der Ladebäume ist noch nicht niedergelegt. Den schwingt er ein wenig aus. Eine feste Leine wird durch den Block geschoren. An die Leine wird ein großer Ladekorb gehakt. Unsere Alte steht da wie vor einer Hinrichtung. Mit einer leichten Verbeugung tritt der Bootsmann auf sie zu: „Bittschön, Madam, nu stigen Se man rin in minen Foahrstauhl."

Madam knickt sichtlich in den Knien ein. Die Passagiere klatschen. Nur der Obersteward hat ein Einsehen; er bringt ihr noch einen Sherry. Aber erst, als sie von der Brücke her ein scharfes Wort vom Kapitän vernimmt, bequemt sie sich endlich zum Einsteigen. Wie ein verängstigtes Huhn duckt sie sich in den schwankenden Korb, und mit dem großen Federhut sieht das Ganze nun aus wie eine gewaltige Korbflasche mit einem Puschel oben dran.

Das Wetter ist immer noch schlimmer geworden. Sogar unser großes Schiff fängt an zu schlingern. Das Lotsenboot dumpt an der Bordwand gewaltig auf und nieder.

„Hiev langsam an!" hören wir den Bootsmann kommandieren. Die Leine kommt steif. Der Korb bewegt sich. Jetzt schwebt er schon über Deck. Angstvoll klammert sich die Frau an die Stroppen. Noch wird der Korb von starken Männerfäusten gehalten. Aber jetzt! Ein markdurchdringender Schrei übertönt das Heulen des Windes, das Brüllen der See, das Jauchzen der Passagiere. Denn nun ist der Ladebaum über Relingshöhe ausgeschwungen! Vierzig Fuß über den tosenden, blauschwarzen Wassern . . .

„Fier langsam weg!" hört man nun wieder den Bootsmann. Voller Angst sieht die Frau über den Korbrand hinweg in die grausige Tiefe. Ein neuer gellender Aufschrei! Aber unserem Bootsmann tut das gar nichts. „Fier langsam weg!" hört man wieder seine ruhige Stimme. Aber dazwischen hört man auch die Korblast: „Ich will hier 'raus, Herr Kaptän. Ich will hier 'raus! Herr Kaptän, ich sterrbeee!"

„Langsam fieren!" hallt wieder die ruhige Stimme des Bootsmanns. Stetig gleitet der Korb an der schwarzen Bordwand hinunter. Mal ist er gut zwei Meter ab, dann kommt er dicht an das Schiff. Dann ein großer Bumms und ein herzerweichender Aufschrei! Die Passagiere dieses Schiffes müssen rohe Menschen sein. Sie tanzen vor Vergnügen von einem Bein auf das andere. Dazwischen aber hört man lautes Schreien; das kommt immer noch aus dem Korb.

Endlich, endlich ist der Korb unten über dem tanzenden Boot. Die Lotsenknechte im Boot können ihn bereits fassen. „Achtung!" ruft der Lotse nach oben, „klar zum Loswerfen!"

Dann hebt die See das Boot ganz hoch, und da fassen die Männer unten zu. „Los!!" Mit Messerschärfe dringt Klaus Swenns hohe weittragende Stimme zu uns an Bord. Da sackt der Korb in das Vorderteil des tanzenden Bootes hinein wie in ein weiches Federbett. Klaus Swenn salutiert. Sein Boot legt ab.

Als es ein Stück von uns querab ist, trauen wir unseren Augen nicht. Aufrecht wie ein Mann steht die dickliche Frau im Boot von Klaus Swenn, so, als ob sie niemals im Leben woanders gestanden hätte, ja, so senkrecht und gerade steht sie da in dem wildschaukelnden Boot und grüßt mit dem flatternden Taschentuch zu uns herüber gleichwie ein Held . . .

„Beide Maschinen volle Kraft voraus", gibt unser Kapitän das Kommando. Bald ist der Schoner unseren Blicken entschwunden. — —

Drei Monate später treffe ich in jener alten gemütlichen Seemannskneipe am Baumwall in Hamburg, die den vornehmen Namen Westminsterhotel führt, Klaus Swenn. Ich sitze neben ihm. Wir trinken Grog. Nach ungefähr anderthalb Stunden laufe ich ihn so von ungefähr schräg achtern an: „Klaus Swenn, wat is denn nu eigentlich dunnmals ut de Olsch vun de „Prussia" worren?"

„Je", sagt Klaus Swenn, „wat is ut ehr worren?" Weiter sagt er gar nichts. Er sieht eine Weile stumm vor sich hin auf das blankgescheuerte Eichenholz des Tisches, an dem wir sitzen. Soviel merke ich ja nun doch, daß er mir etwas sagen will. Da greift er auch schon in die innere Rocktasche und zieht seine alte lederne und ganz speckige Brieftasche heraus, klappt die auf und legt sie mit einem Bild vor mich hin.

Das Bild ist eine Photographie. Deubel noch eins, das ist Klaus Swenn im Bratenrock und mit weißen Handschuhen! In der einen Hand hält er einen hohen Zylinderhut. Wirklich, kaum zu erkennen. Aber es ist doch Klaus Swenn. Auf der anderen Seite von ihm, da wo der Zy-

Zylinderhut nicht ist, da steht Arm in Arm mit ihm im Schwarzseidenen eine ältere, dickliche Frau. Auch mit weißen Handschuhen. Nur daß sie keinen Zylinderhut in der Hand hält, sondern einen Strauß blühender Rosen. Unter dies Ganze hatte eine energische Frauenhand mit Tinte geschrieben: „Erinnerung an unseren Hochzeitstag".

Klaus Swenn sagt nichts. Ich sage nichts. Wir haben an diesem Abend noch sehr viel Grog getrunken. Ich kann mich aber kaum erinnern, daß wir überhaupt noch etwas miteinander geredet haben. Klaus Swenn, der einst so Redselige, war ganz einsilbig geworden, nun, da er sich verheiratet hatte.

Der Mann im Osten.

Erzählung von Ernst Wiechert.

Diese Geschichte ist geschehen, bevor ich ein Kind war, und mein Vater hat sie mir erzählt. Wir gruben ein paar Geviertmeter Heide um, zu einem Kindergarten; und als es mir nicht gelang, mit meinen Kinderhänden eine Wurzel aus der Erde zu reißen, sagte ich laut, daß der Teufel sie holen möge. Wie Kinder ja eine stolze Freude daran haben können, den Zorn der Erwachsenen nachzuahmen. Darauf nahm mein Vater mir schweigend den Spaten aus der Hand und fuhr fort, die Erde umzugraben, schwieg auch auf meine bestürzten Fragen und sah nur ernst vor sich hin, so daß ich verwirrt und verstoßen herumstehend die Stunden des Tages mühselig durch die ahnungsvolle Erkenntnis einer bösen Torheit zum Abend hinschleppte.

Im Abendrot erst nahm er mich über die Heide bis zu der verfallenen Schwedenschanze, wo wir oft über dem kärglichen und einsamen Land zu sitzen pflegten. Er sagte nichts zur Einleitung. Er hob nur ein Stück Erde auf und zerbröckelte es langsam zwischen den Fingern.

„Vor vielen Jahren", sagte er dann, „hat hier in dieser Gegend ein Bauer gelebt, auf einem ärmlichen Hof, wie die Erde ihn hier zubereitet für uns, hat gesät und geerntet und in seinem harten Tagwerk seinen Frieden gehabt. Er tat nicht unrecht, war kein Wirtshausgänger und kein Holzdieb, und was als ein einziger matter Flecken auf seinem Namen lag, war sein wilder Jähzorn, der mitunter über ihn fiel. Dann schlug er Vieh und Knechte, wohl auch sein eigen Fleisch und Blut, verlor sich dann in finsterer Traurigkeit in der Heide oder einem der vielen Wälder, und kehrte nach Stunden, oft erst nach einer ganzen Nacht als ein müder und gütiger Mensch an sein Tagewerk zurück, so daß niemand ihm zu zürnen vermochte und jeder ihn um diese Verwirrung des Blutes beklagte.

Nun geschah es einmal, daß er ein Stück Heide gerodet hatte, dicht an einem sumpfigen und verwilderten Wald, und zum ersten Male den Pflug durch die unbebaute Erde zu ziehen begann. Und um die Abendzeit, als seine Arme schon lahm wurden und die Pflugschar wohl zum tausendsten Male von einem Stein oder einer Wurzel aus der gekrümmten Furche sprang, überkam es ihn von neuem, so daß er auf die erschöpften Pferde einschlug, dem Pflug einen Fußtritt gab, laut wünschend, daß der Satan ihn hole, und, ohne sich umzuwenden, das Feld verließ, in seiner Stube ein paar Gläser Branntwein hinunterstürzte und sich dann auf sein Lager warf, um in einen finsteren und zornigen Schlaf zu stürzen.

Es dunkelte bereits, als er mit einem bitteren Geschmack im Herzen erwachte und, nachdem er sich still mit sich besprochen hatte, in die Ställe ging, um vor Feierabend nach Mensch und Tier zu sehen. Er sagte kein Wort, als er die beiden Pferde nicht vor der Krippe fand, füllte im Hinausgehen etwas Hafer in seine Tasche und machte sich heimlich davon, um die Pferde vom Felde zu holen.

Spät in der Nacht kam er heim. Pferde und Pflug waren nicht da. Er fragte den Knecht, den Hirten, er fragte das Kind in der Wiege. Niemand war auf der gerodeten Heide gewesen. Sie zündeten Laternen an und gingen hinaus. Ein schwerer Regen fiel; und was sie fanden, war die Furche, die plötzlich endete, und der Stein, auf dem noch die Narbe der Pflugschar zu sehen war. Nichts weiter. Man sagt, daß sie zwei Wochen lang Tag und Nacht gesucht hätten und daß des Bauern Haar ergraut sei darüber. Doch verschwieg er vor jedermann, daß er am ersten Abend, als er verwirrt das leere Feld umschritten hatte, vom Moor herüber eine Stimme gehört hatte. „Mi . . cha . . el!" hatte sie gerufen, und er hatte nicht gewußt, ob es eines Menschen oder eines Tieres Stimme sei, und dann nicht einmal, ob es nicht nur sein Blut gewesen sei, das ihm schwer zum Herzen floß. Doch war Michael sein Taufname.

Und dann verschrieb er den Hof seiner Frau und ging still und ohne Abschied davon, einen Stock in der Hand und einen grauen Leinensack auf seinen gebeugten Schultern. Er suchte nicht mehr. Er ging aus seiner Freundschaft, bis an die Grenzen unserer Provinz, wo sie in jedem Jahr die Steine von den Feldern sammeln, um Platz für den Pflug zu haben. Und dort kannte ihn bald jedermann. „Um Christi willen", sagte er, von einem Ackerrain aufstehend, auf dem er Steine zu einem Hügel getragen hatte, „laß mich ein wenig pflügen". Und nach dem Verwundern und Mißtrauen der ersten Zeit war Freude ohne Spott, wo der „Christusbauer" über das Feld kam und das schwerste Tagewerk still und ohne Lohn zu fordern auf seine Schultern nahm. So daß Enttäuschung die Höfe befiel, die er ausließ oder bei denen er wiederzukommen versäumte. Niemand erfuhr, wer er war; niemand, worum er litt.

An einem Tage des Jahres aber bat er, nicht um Christi, sondern um seiner armen Seligkeit willen, daß man ihn für eine Abendstunde lang den Pflug ziehen lassen möge, einen Gurt um seine Schultern und eine unberührte Jungfrau an den Handgriffen seines Pfluges. Und wiewohl er um seines unbekannten Schmerzes willen hochgeachtet war in seiner Landschaft, hatte er viel Mühe und leidenschaftliche Not, bis man sich seiner Bitte erbarmte. Und im dritten Jahre seiner Wanderung, in einer fremden Gegend, traf er erst spät am Abend auf eine böse Barmherzigkeit und mußte geloben, drei Wochen des nächsten Jahres ohne Lohn auf dem Hof zu schaffen, ehe man seinem Verlangen willfahrte.

So ging er wohl zehn Jahre lang als ein suchender Büßer über seine Heimaterde. Und da geschah es an einem dieser Tage, daß er niemanden fand, der Tochter und Pflug zu seiner seltsamen Kreuzigung herzugeben bereit war. Es dunkelte schon, als er, überall abgewiesen, auf einem öden Felde bei einem verrosteten Pfluge stand und die verzweifelten Arme in den Wind hob.

Da kam ein Mann über das dämmernde Feld geschritten, barhaupt und barfüßig, wie es da nicht Brauch war. Der nickte ihm schweigend zu und faßte die Handgriffe des Pfluges und ging mit ihm durch die schwere Erfüllung seines Gelübdes, gleichwie man sich der Not eines Kindes oder eines Kranken schweigend erbarmt. Aber als sie geendet hatten, blieb er noch neben dem Pfluge stehen, die Erde von der blankgewordenen Schar entfernend, und sagte, daß er nun heimkehren möge: sie hätten gefunden. Und dann ging er davon.

So kehrte der Bauer zurück in sein Haus, barfüßig und barhäuptig wandernd gleich seinem Helfer, und ohne Zweifel, daß ein Wunder ihn angerührt habe. Und trat in sein Leben zurück, als sei er einen Sonnenbogen lang fortgewesen, ohne Bericht, ohne Entschuldigung, und erfuhr, daß man vor wenigen Tagen Gespann und Pflug in einem Torfstich des Waldes gefunden. Er vermied, nach dem Tage zu fragen, begrub Gerät und Gebeine und erfüllte von da an die Demut seines Altsitzertumes mit niedriger und schwerer Arbeit, indem er das Heideland um den Hof mit seinen Händen rodete, ohne Hilfe eines Menschen oder Tieres. War auch ein stiller und hochgeachteter Abendgast bei dem Seelsorger seiner Gemeinde und bestimmte, daß man ihn begrabe, wo die Furche am Stein geendet habe, und daß man auf sein Kreuz schreibe: „Ehre sei Gott in der Höhe und dem ärmsten Acker in der Tiefe!" Und nach seinem Wunsche ist es geschehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.